

Die Neue Welt

Nr. 27

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Karl war es, als träume er. Wie eine Erscheinung aus anderer Welt, ein Wunder, nie gesehen, von ungeahntem, unbegreiflichem Glanz, stand dieses Bild auf einmal vor den erstaunten Augen des Dorfkindes. Als wär ein Vorhang weggerissen und er dürfe einen Blick ihm in den Himmel, war ihm zu Muthe. Er konnte nur starren und starren. Das Bild stand da, lebendig, in tagheller Beleuchtung; ringsherum war Nacht.

Der Zug machte Halt. Jemand sprach. Der Bräutigam verneigte sich und schüttelte einigen Depurirten die Hände. Die Braut winkte mit ihrem weißen Arme. Dann schrie eine Stimme: „Hoch!“ Hunderte fielen ein und schwenkten die Hüte. Karl schrie aus Leibeskräften mit. Ihn hatte es auf einmal wie Begeisterung erfasst. Feierlich war ihm zu Muthe; er mußte gegen das Weinen ankämpfen. Kommandoruf! Die Spitze setzte sich in Bewegung. Die einzelnen Motten marschirten im Gleichtritt vorüber, den Kopf stramm nach rechts gewandt, wie bei der Parade. Noch einmal sah Karl das Bild, jetzt zum Greifen nahe. Die einzelnen Gesichter ganz deutlich, den bloßen Arm einer Dame, die Härte der Männer. Wie sie da standen, lächelten, sich unterhielten, kaum zu ihnen hinablickten.

Dann war der Traum vorüber, der Vorhang wieder gefallen.

Der Zug marschirte um das Schloß herum, über die steinerne Brücke, bog von hinten in den Schloßhof ein. Die Fackeln wurden in den Wallgraben zusammengeworfen.

Auch in dem steingepflasterten Schloßhofe brannten Pechpfannen und Holzstöße. Tische und Bänke waren hier in langen Reihen aufgestellt. Der Graf ließ die Fackelträger bewirthen.

Karl war bereits berauscht, nur vom Sehen. Nun hätten die größten Wunder geschehen können, es hätte ihn nicht sonderlich in Erstaunen gesetzt.

Sie bekamen zu essen: Braten, dazu wurde Wein kredenzt. Karl dachte bei sich, so ungefähr müßte es im Himmel zugehen.

Ein Mann mit einem Jägerhute auf dem Kopfe und einer breiten farbigen Schärpe um den Leib, hielt eine Ansprache, an die „Kameraden“. Andere Neben, Hochs und Hurrahs folgten. Später erschien der Graf, gefolgt von Offizieren und Herren mit Ordenssternen. Der Schloßherr sprach einige Worte des Dankes. Wiederum Hochs und Hurrahs und noch mehr Wein.

Karl hatte nur noch das Gefühl unaussprechlich seligen Wohlbehagens. So etwas hatte er noch nie erlebt und würde er nie wieder erleben.

Von da ab kam er nur noch augenblicksweise zum Bewußtsein. Auf einmal stand er mit anderen

Leuten zusammen im Parke vor der steinernen Freitreppe, die jetzt leer war. Die hohen Fenster des ersten Stockes waren erleuchtet. Man hörte Musik von drinnen. An den Fenstern vorüber huschten Schatten; sie tanzten.

Nun sah er auf einmal in einem rauchigen Zimmer. Vor Tabaksqualm vermochte er seinen Nachbar kaum zu erkennen. Auf dem Holztische vor ihm stand ein Schnapsglas, daneben ein Fläschchen. Rings um ihn her Gesichter, und vor Jedem eben solch ein Gläschen und Fläschchen. „Büttner bezahlt de Beche, der hat's grusle Gald,“ hieß es. „Ich — ich — ha nischt ne miß, de Frau hat's!“ Ein lautes Gelächter erscholl.

Karl stand auf, schlug auf den Tisch und wollte den Fremden erzählen, wie ihn Therese um sein Geld gebracht hätte; da schwanden ihm die Sinne, er stürzte hin.

Als er erwachte, lag er im Straßengraben, über und über mit Thau bedeckt. Am Himmel zeigten sich röthliche Streifen. War es Abend oder Morgen? Er befühlte seine Glieder. Der Kopf schmerzte ihm.

Einige Zeit darauf befand sich Karl Büttner auf dem Wege nach Hans. Die Mühe fehlte ihm, er hülte, über die Backe lief ihm eine blutunterlaufene Strieme. So humpelte er weiter, die Zähne auf einander gebissen, die Fäuste geballt. Sein Hirn war noch unnebelt; kaum daß er begriff, wo er sei.

Aber er hatte einen Gedanken, der sich seines gesammten Sinnes und Denkens bemächtigt hatte, ein Ziel, auf das er mit der stieren Wuth des Bestramten losging: sein Geld!

Er wollte das Geld zurück haben. Seine Frau hatte es ihm weggenommen. Es gehörte ihm. Heraus damit! —

So kam er mit blutunterlaufenen Augen heran. Er schwankte und torkelte, aber er näherte sich seinem Ziele.

Es war bereits heller Tag, als er vor das Hans kam. Die Thür war verschlossen. Er donnerte mit schwerer Faust dagegen. Therese steckte den Kopf zum Fenster hinaus. „Bist De's? — Schwein!“ Damit warf sie den Flügel wieder zu. Er lehnte da eine ganze Weile, rüttelte an der Thür, brüllte um Einlaß.

Endlich öffnete sie. Er stürzte ihr halb in die Arme. Sie fing seine schwere Last auf, bewahrte ihn so vor sicherem Sturze. „Wo hast De gesteckt, de ganze Nacht? — De stinkst nach Schnaps!“ Damit stieß sie ihn durch den Gang, vor sich her. Er strebte, die Thür zum großen Zimmer zu gewinnen. „Nicht hierne giehst De! Daß D'ch de Kinder sahn, besuffen wie's De bist!“

Sie wollte ihn in die Kammer stoßen, aber er stemmte sich zwischen den Thürpfosten. Es entstand ein Ringen zwischen den Ehegatten. Sie glaubte, seiner leicht Herr werden zu können, wie bereits manch liebes Mal in früherer Zeit, sich zur Wehr zu setzen, hatte er noch nie gewagt.

Aber sie fand einen ganz Anderen in ihm, heute. Er drang auf sie ein. Den wuchtigen Fieberschweren Fäuste vermochte sie nicht Stand zu halten. Sie versuchte loszukommen von ihm, er hielt sie wie in eiserner Umklammerung. Sie schrie und wehrte sich, wie eine Verzweifelte. Aber es gab kein Entkommen. Er hielt sie mit einer Hand und gebrachte die andere wie einen Hammer. „Mei Geld!“ gröhnte er, zwischen den einzelnen Schlägen: „Mei Geld! Gieb mei Geld raus?“

„'s Geld kriegst De ne!“ sagte sie mit weißem Gesicht. Der Kampf ging weiter. Therese war keine schwächliche Frau; sie brachte ihn mehrfach zum Wanken. Aber gegen seine ungeschlachten Kräfte konnte sie auf die Dauer doch nichts ausrichten.

Karl Büttner glich einem wilden Thiere in seiner Wuth. Niemand hatte ihn je so gesehen; das Gesicht gänzlich verzerrt, mit geiferndem Munde und funkelnden Augen. Das war nicht mehr der vom Vater ererbte trotzig Bauergrimm — zum Thiere war der alte Traugott Büttner nie geworden, auch im Zorne nicht. — Das mußte von weiter her kommen. Zurückgedämmte Wildheit brach hier durch, niedere Triebe stiegen aus einem dunklen, lang verdeckten Abgrunde ursprünglicher Verwilderung auf. Therese hielt sich tapfer. Gleich wie Weinwand, stöhnte sie mit versagender Stimme: „'s Geld kriegst De ne! Und wenn De mich tutschlägst!“

Er raufte ihr das Haar, riß ihr die Kleider in Stücke. Dann faßte er sie plötzlich mit beiden Armen um den Leib, hob sie auf und warf sie zu Boden, wie ein Blindel. Er stolperte dabei, fiel über sie hin, lag auf ihr und schrie ihr in's Ohr: „Mei Geld! Giebst De mei Geld raus?“

Sie lag da mit geschlossenen Augen. Schon griff er nach ihrem Hals, um die Ohnmächtige zu wirgen, als er sah, daß Blut unter dem Haar hervordrang: ein dünner rother Faden, der über die Stirn, an der Nase hin, nach dem Munde zu eilte.

Da hielt er inne; hiervor erschrak selbst die bestialische Wuth. Er erhob sich, betrachtete sie. Die Frau sah schrecklich aus, mit ihrem zerfetzten Haar und dem entblöhten Busen.

Er zog sich unwillkürlich vor dem zurück, was er angerichtet hatte. Ihm ward schwill; die Beine versagten ihm plötzlich den Dienst. Er schlug auf das Bett hin. In wenigen Minuten schnarchte er, die Glieder weit von sich streckend.

Nach einer Weile fing Therese an, sich zu regen. Sie öffnete die Augen, bewegte die Arme, richtete sich mühsam auf. Nach dem Kopfe tastend, entdeckte sie das Blut. Sie wuschte es ab, so gut sie konnte.

Dann erhob sie sich ganz, befühlte ihre Gliedmaßen. Sie konnte noch stehen und gehen, wenn auch mit argen Schmerzen.

Nebenan heulten die Kinder. Therese öffnete die Thür zur Hälfte und rief ihnen zu, sie sollten stille sein, gleich würde sie kommen.

Dann fiel ihr Blick auf den schlafenden Karl. Der Kopf war ihm über die Bettlehne gesunken. Sein Gesicht war bereits blauroth. Er röchelte.

Sie betrachtete ihn einen Augenblick, dann griff sie unwillkürlich zu, um ihn aus der gefährlichen Lage zu befreien. Sie hob seinen schweren Kopf und schob ihm ein Kissen unter. Nicht gerade mit zarter Hand, aber doch in sorgender Frauenweise that sie das.

Dann untersuchte sie ihren Leib und ihre Kleidung. Beschunden war sie und zerfetzt, ein ganzes Büschel Haare hatte er ihr ausgerauft, aber todtgeschlagen hatte er sie doch nicht.

Und das Geld hatte er auch nicht, und sollte es auch nicht bekommen; nun erst recht nicht!

Ein Lächeln des Triumphes flog über das Gesicht des tapferen Weibes.

XXVII.

Die Herbstarbeiten hatten für die Sachseingänger angefangen: Kartoffelhacken und Rübenroden. Der Oktober war feucht gewesen. Der schwere Boden hatte sich vollgezogen mit Nässe, die Ackerholle war zäh und klebrig.

Rübenroden ist schwere Arbeit. Sie hatten sich dazu in Gruppen getheilt. Ein Mann ging an der Spitze, um die Erde mit dem Spaten zu lockern. Das ihm zunächst folgende Mädchen zog mit jeder Hand eine Rübe aus und klopfte sie gegeneinander, bis sie von Erde befreit waren. Die nachfolgenden Mädchen schlugen dann den Rüben mit dem Hackmesser die Blätter ab.

Diese Arbeit mußte äußerst sauber geliefert werden. Der Inspektor kam häufig und kontrollirte. Gustav hatte seine liebe Noth mit den Mädchen, die oft genug Erdreste an den Kunkeln sitzen ließen und zu viel, oder auch zu wenig von dem grünen Kopfe der Rübe abschlugen.

Im Hintergrunde drohte die Fabrik, die nur allzusehr mit der Klage über mangelhafte Lieferung da war. Der Besitzer machte dann dem Inspektor Vorwürfe, der nahm den Aufseher vor, der Aufseher schließlich schalt die Arbeiter. Und so kam das Ungewitter mit den Instanzenwege endlich bis zu den armen Kunkelmädchen, über deren Häuptern es sich grollend entlud.

Abends kehrte man todmüde von der anstrengenden Arbeit in die Kasernen zurück, durchnäht, mit beschmutzten Kleidern. An den Stiefeln und Röcken klebte das Erdbreich. Selbst die ordentlichsten Mädchen konnten jetzt nicht mehr reinlich zur Arbeit antreten.

Es hatte sich der geplagten Menschenfinder eine große Sehnsucht nach der Heimath bemächtigt. Man setzte dem Aufseher zu, daß er um baldige Entlassung aus dem Dienst einkommen solle.

Im Kontrakte war ein Termin nicht genannt; es stand darin nur, daß die Wanderarbeiter bis zur Beendigung der Rübenerte zu bleiben hätten.

Die Ausbeute war in diesem Jahre reichlich gewesen: die Köpfe groß und schwer; die Pflanzen hatten nur wenig durch Auswachsen und Faulwerden gelitten. Das Gut mußte, laut Kontrakt, ein bestimmtes Quantum Rüben an die Fabrik liefern. Diese Bedingung war erfüllt. Der Rest der Rübenerte sollte eingemietet werden. Hierzu waren die Weiber nicht nöthig; das Bewerfen der Rübenmieten mit Erde besorgten besser starke Männerhände.

Der Inspektor erklärte auf Gustav's Ansuchen, sie zu entlassen: Herr Hallstädt gestatte den Mädchen heimzukehren, die Männer jedoch müßten bleiben, bis die letzte Rübe eingemietet sei.

Gleichzeitig wurde von Seiten der Gutsverwaltung der Versuch gemacht, Gustav mit seinen Leuten

für den nächsten Sommer anzuverben. Der Inspektor ließ sich zu leutseligem Wesen herab, als er mit diesem Ansuchen kam. Statt des hochfahrenden Vorgelegentones, den er bisher den Wanderarbeitern gegenüber gehabt, schlug er auf einmal mildere Weisen an, suchte sich dem Aufseher gegenüber als Kamerad aufzuspielen.

Aber bei Gustav verfringen diese Klünste nicht. Er hatte das zweideutige Verhalten des Mannes, der sich jetzt als Arbeiterfreund gab, von der Ausstandszeit her noch zu gut im Gedächtniß; auch wünschte er sich keinen zweiten Sommer, wie diesen. Er lehnte daher das Anerbieten rundweg ab.

So reisten denn die Mädchen in ihre Heimath zurück. Gustav ließ seine Frau und den Jungen mit ihnen fahren. Pauline hatte sich in der letzten Zeit todtungslüchlich gefühlt. Die Häuslichkeit fehlte ihrem Ordnung und Ruhe bedürftigen Sinn. Sie sehnte sich nach der Mutter und ihrem kleinen Häuschen in Halbenau zurück. Manche Thräne hatte sie heimlich verschluckt, um Gustav nicht durch ihr Leid noch trüber zu stimmen.

Ernestine war leichten Herzens. Unter allen Mädchen hatte sie am meisten zurückgelegt vom Verdienst. Was sie mit Häschke verabredet hatte, erfuhr Niemand, aber es war anzunehmen, daß sie einig seien. Er hatte ihr seine Ersparnisse übergeben, als eine Art von Unterpfand, daß er sie nicht sitzen lassen werde. Man munkelte, er wolle zunächst in seine Heimath zurückkehren, um sich dort nach festem Erwerb umzusehen, dann würde er Ernestinen nachholen und Hochzeit mit ihr machen.

Das andere Liebespaar machte es ähnlich. Fumfack wollte nach beendeter Rübenarbeit wieder zu seinem Schmiedegewerbe zurückkehren. Mit dem von ihm und seiner Braut verdienten Gelde hatte er vor, sich selbstständig zu machen. Dann sollte geheirathet werden.

Von der ganzen Gesellschaft blieb nur Einer im Westen zurück, das war Welte, der ehemalige Stallbursche. Der hatte eine Stelle als Kutscher bei einem Fabrikanten der Nachbarschaft angenommen.

Die vier Männer arbeiteten noch ihre Aufgabe ab. Endlich war die letzte Schaufel Erde auf die große Rübenmiete geworfen. Nun konnten auch sie reisen.

Gustav hatte zum Schluß noch eine häßliche Auseinandersetzung mit dem Inspektor. Die Gratifikation, welche ihm im Frühjahr in Aussicht gestellt worden war, sollte ihm jetzt vorenthalten werden. Und in seinem Kontrakte stand doch, er solle eine Extravergütung erhalten, falls man mit den Leistungen seiner Leute zufrieden sein würde! — Nun war es außer allem Zweifel, daß diese Gruppe mehr und besser gearbeitet hatte, als irgend eine andere. Aber jetzt, wo Gustav erklärt hatte, daß er im nächsten Jahre nicht wiederkommen würde, gab man ihm zu verstehen: man habe keinen Anlaß, ihm die Gratifikation auszus zahlen.

Gustav war empört über diese Ungerechtigkeit. Er verlangte mit Herrn Hallstädt persönlich zu sprechen. Aber auch jetzt noch wurde der Gutsherr wie ein Gott hinter Wollen gehalten; Herr Hallstädt sei nach dem Sünden gereift, hieß es.

Das war Wasser auf Häschke's Mühle. Längst hatte er gewarnt, Gustav solle sich vorsehen. Aber der war natürlich wieder der Dumme gewesen in seinem Vertrauen auf die Großen. Nun hatten sie ihn doch über's Ohr gehauen. So waren die Reichen ja alle! Wenn sie einem armen Luder das Fell über die Ohren ziehen konnten, das war ihnen ein wahrer Hochgenuß! —

Gustav hatte früher auf Häschke's Brandreden nichts gegeben. Wenn er ihn dergleichen in Gegenwart der Anderen äußern hörte, hatte er ihm wohl das Maul verboten. Jetzt sagte er nichts. Der Gedanke kam ihm, daß Häschke vielleicht nicht so unrecht habe. * * *

Häschke hatte schon immer auf Gustav eingeredet, er müsse ihn auf der Heimathreise begleiten. Vielleicht gefalle es ihm dort und sie fänden ein gemeinsames Unterkommen für die Zukunft. Häschke hatte sich, seit Gustav um sein Verhältniß zu Erne-

stine wußte, unwillkürlich vertraulicher zu ihm gestellt; er nannte Gustav neuerdings „Schwager“, und der hatte sich nicht dagegen geäußert.

Gustav ging schließlich auf Häschke's Plan ein. Warum sollte er den Umweg nicht machen? Er bekam auf diese Weise ein Stück Welt zu sehen, vielleicht fand er sein Glück dabei. Die Zukunft war ja immer noch ungewiß für ihn.

Er schickte sein Geld und die überflüssigen Kleidungsstücke an Pauline nach Halbenau, behielt sich nur so viel, daß er ungefähr vierzehn Tage lang damit auskommen konnte. Dann verschafften sich die Beiden ihre Arbeitszeugnisse und ließen sich ihre sonstigen Papiere von der Behörde abstempeln. Denn die Hauptsache beim Reisen sei, daß man die „Flebben“ in Ordnung habe, erklärte der in solchen Dingen erfahrene Häschke.

So machten sie sich eines Tages im Anfang November auf die Reise, den „Berliner“ auf dem Rücken und den „Stenz“ in der Hand, als echte und rechte Wanderburschen. Ein paar Tage marschirten sie auf der großen Landstraße. Des Nachts schliefen sie in der „Katschemne“, die Häschke, der diese Fahrt schon einmal „abgetipelt“ hatte, genau kannte. Da sie „Aische“ hatten, gab der „Penne-Boos“ auch gerne eine „Sulke“, daß sie nicht „Bantarbeit“ machen mußten, wie die Stunden das Schlafen auf der Diele bezeichnen. Die Herbergen zur Heimath vermied Häschke, denn dort war es langweilig, da wurde des Morgens und Abends gebetet, und „Soruff“ bekam man nicht einmal, wenn man ihn bezahlte. Da zog er sich die Katschemnen oder wilden Penne vor, dort gab es immer was zu sehen und zu hören und Schnaps, so viel man wollte.

Dann trat schlechtes Wetter ein. Häschke schlug daher vor: „Mit dem Feurigen zu walzen“, um seine Kleider zu schonen. Sie wandten sich der nächsten Eisenbahnstation zu und lösten sich Billets dritter Klasse, auf Häschke's Rath. In der vierten reiste jetzt wieder allerhand Gefindel: Poladen und Russen, nach der Heimath zurück, und da konnte man am Ende gar „Barack“ auflesen.

Häschkekarl war in prächtiger Laune. Die Erinnerung an die alte Stromerherrlichkeit war neu in ihm erwacht. „Fremd machen“, wie er das Feiern von der Arbeit nannte, und so dritter Güte durch die Welt kutschiren, das war etwas für seinen leichten Sinn. Und dazu noch das Bewußtsein, einen ganzen Sommer durch bei einer Arbeit und bei einem Müdel ausgehalten zu haben, das hob sein Selbstbewußtsein mächtig. Sie waren ein Paar rechte Kerle, er und Gustav. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn sie zusammen sich nicht durch die Welt finden sollten!

Das nächste Ziel ihrer Reise war eine große Handels- und Industriestadt im Königreich Sachsen. Mit einer gewissen Wichtigthuerei deutete Häschke seinem Wandergenossen an, daß er dort Freunde habe. Gustav irrte nicht in der Annahme, daß er damit Parteigenossen meine.

Häschke's politische Gesinnung war Gustav schon lange verdächtig gewesen. Einmal hatte er ihn direkt zur Rede gestellt: er sei doch nicht etwa ein „Nother“? Häschkekarl hatte darauf vielsagend gelächelt und vor sich hingepfiffen. Die Nothen seien garnicht so schlecht, war seine endliche Erklärung, die wollten nur das Beste der Menschen. Und gelegentlich hatte er versucht, dem Freunde ein kleines gelbes Büchlein in die Hand zu drücken; da werde er Alles drinnen finden, was man wissen müsse, meinte er, das sei besser als der Katechismus.

Aber Gustav hatte diesen Versuch, seine Gesinnung zu verderben, mit Entrüstung zurückgewiesen. Von der Kanzel herab und von den Vorgesetzten war ihm eingepreßt worden, daß es nichts Gefährlicheres gebe auf der Welt und nichts Berabschmugungswürdigeres, als jene Partei, die alle göttliche und menschliche Ordnung umstürzen wolle. Vom Elternhause her brachte er zudem einen Abscheu mit gegen Alles, was Politik hieß. Der alte Büttnerbauer hielt keine Zeitung und war nie in seinem Leben zur Wahlurne gegangen. Gustav war darin echter Bauer geblieben, daß er alles Parteiwesen verachtete und verabscheute.

Seit er im vorigen Frühjahr die Heimath verlassen, hatte sich seine Anschauung auch hierin verändert.

Im Westen hatte er eine gänzlich neue Wirtschaftsweise kennen gelernt, leichtere bequemere Lebensführung, ganz andere Arbeitsbedingungen, als daheim in dem abgelegenen Dörfchen. Das Verhältnis des Gefindes zur Herrschaft, des Arbeiters zum Arbeitgeber, war hier ein viel loseres. Die Arbeitskraft schien eine Waare. Das Geld bildete die einzige Beziehung zwischen Herr und Knecht. Die Maschine besorgte Vieles, wozu man daheim viele Hände brauchte. Der Grundbesitzer stand kaum noch in einem persönlichen Verhältnis zu seinem Boden; Landmann konnte man ihn nicht mehr nennen. Er war mehr mit einem Kaufmann oder Unternehmer zu vergleichen; vom wirklichen Ackerbau verstand er vielleicht garnichts. Die Bodenarbeit überließ er den fremden Arbeitern, die von Beamten bewacht wurden. Der Grundbesitzer schien hier kaum noch eine Person; hinter ihm standen andere Mächte: Die Fabrik, die Aktie, das Kapital, die zwischen den Besitzern und sein Stück Erde traten.

Und in eine ganz andere Welt wiederum hatte Gustav Einblick gewonnen während der Tage, die er mit Hüfchle auf der Walze gewesen. Da hatte er den finstern Stand kennen gelernt, das unheimliche Heer der Obdachlosen, der Ausgestoßenen, der Verkommnen, die hinter der bürgerlichen Gesellschaft als ein neuer Stand heranrückten. In eine eigenartige Welt hatte er da geblickt. Diese Menschenklasse, auf die der Bauernlohn als auf Landstreicher und Verbrecher herabgeblickt hatte, waren eine Jümpf für sich, besaßen ihre eigene Sprache, ihre Gebräuche, ihre Standesehre sogar.

(Fortsetzung folgt.)



Freie Arbeiter im Alterthum.

Von Manfred Wittich.

Im Allgemeinen ist man berechtigt, zu sagen: Die Arbeitsorganisation des Alterthums ist die Sklaverei. Man würde aber sehr fehl greifen, wenn man annähme, freie Arbeiter hätte es im Alterthum überhaupt nicht gegeben. Was waren denn die Kleinbauern des Alterthums, welche mit Weib und Kind ihre Zwerghufe bestellten, die kaum ein Zughier, jedenfalls nicht einen Sklaven ihr Eigen nannten, was waren sie anders als Arbeiter, selbstständige, für sich arbeitende zwar, aber doch Arbeiter, wie die Sklaven, nur daß sie rechtlich als freie Leute zu betrachten sind?

Neben diesen freien Kleinbauern aber haben wir auch Tagelöhner, welche selbst von den Zwerghufnern vorübergehend gemiethet werden konnten, denen es unmöglich war, Jahr aus, Jahr ein, lange Zeit hindurch Sklaven zu behausen, zu kleiden, zu speisen, kurz, zu unterhalten, wenn auch nur auf die längste und billigste Weise.

Weiter aber waren auch Handwerker vorhanden, die im Dienste ihrer Stunden ihre Arbeitsgeschicklichkeit nur verwertheten, um daraus ihren Unterhalt zu ziehen. Aristoteles erklärt sie für den Staat geradezu für unentbehrlich, und zur Zeit der athenischen Demokratie konnte von einer grundsätzlichen Verachtung der Handwerker, wie sie den aristokratischen Junkern der vorhergehenden Periode eigen, nicht mehr die Rede sein. Thukydides läßt den Perikles in der berühmten Leichenrede auf die im Anfange des peloponnesischen Krieges Gefallenen sagen: „Armut einzugestehen, ist Niemandem bei uns eine Schande, wohl aber, sich nicht so aufzuführen, daß man ihr entgehe.“

Nach der Gesetzgebung Solon's (594 v. Chr.) ist derjenige Sohn, den der Vater kein Handwerk lernen läßt, nicht verpflichtet, den Vater im Alter zu unterhalten.

Um die Industrie zu fördern, sah man gern Fremde nach Athen einwandern, meist Handwerker und Arbeiter, die als Metoiken bezeichnet, einen besonderen Stand bildeten und in Athen günstiger

gestellt waren, als in irgend einer anderen griechischen Stadt.

Die Strafgebote gegen Müßiggang und gegen Den, der sich über seinen Lebenshalt nicht ansprechen kann, sind hier ebenfalls zu erwähnen.

Noch wichtiger aber ist die staatliche Versorgung von Arbeitsgelegenheit für Zimmerleute, Bildhauer, Erzgießer, Steinmetzen, Färber, Goldgießer, Eisenarbeiter, Maler, Sticker, Graveure, ferner für alle die, welche mit dem Transport zu thun haben, zur See: Kaufleute, Schiffskapitäne und Matrosen, zu Land: Wagenbauer, Fuhrleute, Kutscher, Seiler und Leineweber, Lederarbeiter, Begebauer, Bergleute usw., wie sie der athenische Staat schuf durch die großartigen Bauunternehmungen in der Zeit des Perikles.

Handelsmarine und Kriegsstotte waren durchaus mit freien Leuten bemannt, zum Theil solchen, die im Auslande angeworben wurden.

Nur in verschwindend wenig Ausnahmefällen, etwa in Städten mit hochentwickelter Industrie und engbegrenztem Landgebiet, überwog die Zahl der Sklaven die der Freien. In die Landwirtschaft drang die Sklaverei ebenso wie in die ferneren entlegenen Gebiete der Stadtstaaten nur allmählig ein.

Die Sklaven, theils besiegte Ureinwohner des bei den großen Wanderungen eroberten Landes, theils aus anderen Ländern fortgeführte Kriegsgefangene, endlich durch Kauf von den Sklavenhändlern erworbene Arbeitskräfte, waren ja natürlich verachtet, sie waren stammfremde Leute, zu ihnen standen ihre Besitzer in keinem auf Blutsbande begründeten sittlichen Verhältnis. Die Thatfache, daß der Grieche, der Römer ein fremdes Volk besiegte hatte, daß ein Anderer, der Sklavenhändler, den gejagten und gefangenen Sklaven besiegte, in seine Gewalt gebracht hatte, genügte vollkommen als Grund, den rassenfremden Sklaven als Sache, nicht als freie Persönlichkeit zu betrachten und zu behandeln. Die Meinung jedoch, im Alterthum hätten die Griechen und Römer voll Verachtung auf alle anderen Völker herabgesehen, und dies sei ein charakteristischer Unterschied zwischen der antiken und der modernen Weltanschauung, ist ganz unbegründet und „eine Erfindung der Theologen, die eine Folie für das Christenthum brauchen“ (Eduard Meyer).

In der That sah in Hellas und Rom der Reiche, der Adelige, der Vollbürger, welcher freie Handwerker und Arbeiter beschäftigte und ablohnete, auch auf diese seine Stammes- und Volksgenossen stolz herab und meinte, daß Arbeit um Brot und Lohn für einen Anderen seiner nicht würdig sei, also entehre, dem Sklaven annähernd gleich sege. Aber in dieser Beziehung hat die Neuzeit kein Recht, sich naserümpfend über das „unethische“ Alterthum zu erheben, weil sie das verlogene Sprichwort im Munde führt: Arbeit schändet nicht. Der soeben angeführte Gelehrte, E. Meyer, bemerkt:

„Die moderne Zeit denkt garnicht anders wie das Alterthum. Der rechtliche Unterschied ist hier wie dort durch die Demokratie beseitigt, aber die soziale Kluft zwischen den Grundbesitzern und den Angehörigen der höheren, der sogenannten freien Berufe und den Subalternen, den Handwerkern, den Arbeitern ist genau so groß wie im Alterthum, einem modernen Gelehrten scheint es im Allgemeinen ebenso unnatürlich und degradirend, daß sein Sohn Handwerker wird, wie einem antiken. . . Nur ist die moderne Kultur hier ebenso pröde und immerlich unwahr, wie z. B. auf geschlechtlichem Gebiet. Während die Alten ihre Anschauungen offen und rücksichtslos aussprachen, wagen wir es nicht, uns zu ihnen zu bekennen, und so entsteht hier derselbe Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, wie z. B. auf dem Gebiete der Moral.“

Die ganze Geringschätzung des Alterthums gegen Sklaven und in gewissem Grade auch gegen die freien Arbeiter ist begründet auf Macht und Besitz, genau so wie bei den heutigen „an Besitz und Bildung führenden Massen“ die Geringschätzung der Lohnarbeiter.

Ein Irrthum war es, wenn Robertson für das Alterthum die Theorie aufstellte, es habe nur die sogenannte Dikewirtschaft bestanden. Oikos, oikia heißt im Griechischen das Haus, der Haushalt.

Innerhalb desselben soll der ganze Arbeitsprozeß, die Erzeugung des Rohmaterials, seine Bearbeitung bis zur Gebrauchs- und Genußfertigkeit sich abspielen und auch der Verzehr selbst stattgefunden haben. In seinem Buche „Die Entstehung der Volkswirtschaft“ behauptet K. Bücher für Hellas und Rom, sogar für Karthago:

„Es giebt keine Industrie außerhalb des geschlossenen Hauses. Der besitzlose Freie ist absolut erwerbsunfähig; produktive Berufsstände giebt es nicht, ebenso wenig Unternehmerkapital, das Arbeit um Lohn kauft. Es herrscht die „geschlossene Hauswirtschaft“, die reine Eigenproduktion, die tauschlose Wirtschaft.“

Professor Bücher geht so weit, für das Alterthum eine Volkswirtschaft geradezu in Abrede zu stellen und deren Entstehung erst im 15. und 16. Jahrhundert anzusetzen.

Im Beginn der aus Denkmälern und Zeugnissen erkennbaren Geschichte der Völker des Alterthums aber schon hat das Prinzip der Arbeitstheilung zur Sonderung einzelner Handwerke und Berufstätigkeiten geführt. Gewisse leibliche Vorzüge und ebenso bestimmte körperliche Gebrechen, besonders geliebte Geschicklichkeit befähigten Einzelne, oder nöthigten sie geradezu, sich zu bescheiden, auf eine bestimmte Arbeit, sich zu „spezialisieren“.

Schon in den unter Homer's Namen gehenden Liedern lesen wir von Handwerkern, welche man sich in's Haus holt, wenn man sie braucht, was doch bloß dann der Fall sein konnte, wenn man nicht selbst, oder wenigstens nicht allein, bestimmte Arbeiten verrichten, bestimmte Bedürfnisse befriedigen konnte. Die Vorschrift Hesiod's (achttes Jahrhundert v. Chr.), daß man selber im eigenen Hause machen soll, was man selber machen kann, beweist, daß die Möglichkeit vorlag, dies auch nicht zu thun, sondern Andere für sich arbeiten zu lassen.

Die Demiurgen der ältesten athenischen Verfassung waren, wie ihr Name sagt, Leute, welche nicht für sich, sondern für die Angehörigen der Gemeinde, des Demos, arbeiteten; sie waren zwar persönlich frei, aber standen staatsrechtlich und gesellschaftlich unter den eigentlichen Gemeindeangehörigen, den kleinen Bauern: sie waren also freie Arbeiter.

Weiter dürfen wir keineswegs gering denken von der industriellen Entwicklung Griechenlands und Roms im Alterthum. Wohl ward diese Großproduktion in umfangreichen Manufakturen meist mit Sklavenarbeit betrieben. Das geschah da und so lange, wo und wie weit es profitabel war. Von dem Augenblick an, wo die Kosten der Produktion vermehrt der Sklavenarbeit den Unternehmern zu hoch wurden, weil etwa nur zu bestimmten Zeiten die Arbeitskräfte voll ausgenutzt werden konnten, die doch als Sklaven fortwährend unterhalten werden mußten, — war es lukrativ, Sklaven zu entlassen und freie Arbeiter zu miethen auf beschränkte Zeit.

Den Großunternehmern des Alterthums that demnach der großgrundbesitzende Junkeradel sehr gute Dienste durch sein „Bauernlegen“. Oft waren die Großunternehmer und Großkaufleute selbst Junker, die somit den Rittern vom mobilen Kapital, aber auch sich selbst die für die Großproduktion notwendigen „freien Arbeiter“ oder Proletarier schufen.

Mit der alten konventionellen Fabel von der Ehrbarmachung der Arbeit, von der Abschaffung der Sklaverei durch das Christenthum muß endlich einmal gebrochen werden.

Und wie stand es mit den „freien Arbeitern“ des Alterthums?

Da ist vor allen Dingen zu berücksichtigen, daß jeder Sklavenzuwachs ihnen das Leben sauer machte.

Als im Jahre 360 v. Chr. ein reicher Mann Namens Mnason im Lande Phokis sich 1000 Sklaven kaufte, um diese die in seiner Wirtschaft nöthigen Arbeiten leisten zu lassen, beklagten sich seine Landsleute hart darüber, daß er ebenso vielen freien Bürgern dadurch den Lebensunterhalt raube. Das müssen doch freie Arbeiter gewesen sein, welchen somit Arbeitsgelegenheit entging, auf die sie ohne jene Maßregel hätten rechnen können. Diese freien Arbeiter sahen in den Sklaven ebenso verhasste Konkurrenten, wie die besser gestellten Arbeiter vor-

geschrittener Länder in der Zufuhr von Sachengängern, Böhmen, Italienern, Kronegeren oder gar Skulis in unseren Tagen.

Man hat nicht ohne Grund gesagt, daß der Lohnsklave des 19. Jahrhunderts materiell hundert Mal schlechter daran sei, als der Sklave des Alterthums. Schon im Alterthum kamen Zeitläufte, wo die „freien Arbeiter“ alle Ursachen hatten, den Sklaven zu beneiden, dessen Tisch wenigstens jeden Tag gedeckt war, der wenigstens wußte, wo er die Nacht sein Haupt hinlegen sollte. Und mochte der Tisch gedeckt sein mit schlechtester Kost und elendesten Abfällen vom Schmause des Sklavenbesizers, mochte seine Ruhestätte eine Zelle des Sklaventerkers sein, in welcher er möglicherweise mit Ketten angeschlossen wurde! Sind doch auch in unseren Tagen die Fälle bellagenswerth häufig, daß hungernde und frierende arme Teufel irgend ein Delikt begehen, um in's Gefängniß gehen zu dürfen.

Ähnliches ist für das Alterthum belegt durch eine Notiz bei dem Kirchenvater Chrysostomus († 407), in welcher es heißt: „Unzählige freie Leute verkaufen sich, um auf Grund eines Vertrages Sklaven zu werden, manche auf die härtesten Bedingungen hin.“ Zu diesem äußersten Schritt griffen diese freien Arbeiter ganz gewiß erst, als sie all ihre Versuche, als Freie eine Arbeitsgelegenheit zu finden, einen „freien Arbeitsvertrag“ schließend ihr Brot zu finden, absolut als gescheitert betrachten mußten.

Die Leser der „Neuen Welt“ werden zum größten Theil in der Lage sein, bei Betrachtung ihrer eigenen Lage allerlei interessante Vergleiche und lehrreiche Erwägungen an diese kleine Skizze von der freien Arbeiterschaft des klassischen Alterthums anzustellen. Ihrem Scharfsinn vertrauend, unterlassen wir es, ausdrückliche Hinweise und Andeutungen dazu an unsere quellengetreue Darstellung zu knüpfen. —



Die Färbung der Thiere.

Von H. Vogel.

Die Naturforscher haben der Färbung der Thiere in früheren Zeiten wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Man betrachtete die Farben mit ihren verschiedenen Uebergängen als durchaus untergeordnete Merkmale, die zu scharfer Klassifikation — früher Hauptzweck der Naturkunde — wenig geeignet waren. Das änderte sich mit einem Male, als eine neue Epoche der Forschung begann, deren Begründer Darwin war. Darwin brachte in das dunkle Chaos unzusammenhängender Thatfachen eine Fülle von Licht. Eine neue Forschungsrichtung begann sich Bahn zu brechen, welche sich nicht mehr mit den einzelnen Arten der Thiere als etwas Gegebenem beschäftigte, sondern, auf dem Gedanken der Entwicklung fußend, sich bemühte, dem Ursprung der Arten nachzuspüren und die Gesetze zu ermitteln, nach denen sich ihre Umbildung vollzogen hat und vollzieht. Nun gewann auch die bisher unbeachtete Färbung der Thiere erhöhte Bedeutung. Darwin selbst stellte in vielen Fällen klar, daß das farbige Kleid nicht zufällig erlangt, sondern als dem Thiere nützlich sich allmählig auf Grund des von ihm aufgestellten Prinzips der natürlichen Züchtung herausgebildet habe. Andere Forscher, wie Walter Bates, Alfred Wallace und Ernst Haeckel, erweiterten und vertieften die Forschungen; und obwohl noch viele Erscheinungen der Aufklärung bedürfen, hat doch das Studium der Färbung schon zu reichen Ergebnissen geführt.

Eine Farbe entsteht, wenn ein Theil des auf einen Gegenstand fallenden Lichtes aufgesaugt und die übrigen Lichttheile zurückgeworfen oder, bei durchsichtigen Gegenständen, hindurchgelassen werden. Erscheint ein Körper rein weiß, so werden alle Lichtstrahlen reflektirt und keiner absorbtirt, erscheint er in einer bestimmten Farbe, z. B. blau, so werden alle anderen Lichtstrahlen, die auf ihn fallen, absorbtirt und nur die blauen reflektirt oder durchgelassen, erscheint er grau oder von einer anderen unbestimmten Farbe, so werden verschiedene Lichtstrahlen reflektirt, und erscheint er schwarz, so werden

alle auf ihn fallenden Lichtstrahlen absorbtirt und keine reflektirt oder durchgelassen. Ihre besondere Färbung erhalten die Körper entweder durch besondere Farbstoffe oder durch eigenthümliche Strukturen ihrer Oberfläche. Die Farbstoffe spielen bei der Färbung der Thiere eine große Rolle. Sie liegen entweder als feste Körper, meist in Form von Körnern, in den gefärbten Theilen oder sind in gelöstem Zustande darin enthalten. Alle schwarzen und braunen und die meisten rothen und gelben Farben entstehen so im Thierkörper. Den rothen Farbstoffen des Säugethierblutes, den Hämoglobinen, entsprechen bei den niederen Wirbelthieren die Lipochrome in vielen roth, gelb und grün gefärbten Theilen, und in den niedersten Thierarten, z. B. den Glockenthierchen, kommt hierzu noch der Hauptfarbstoff der Pflanzenwelt, das Chlorophyll.

Aber viele Färbungen, und eigentlich die schönsten, von Thieren sind nicht durch materielle Farbstoffe verursacht. Das herrliche Farbenpiel, welches die Flügel mancher Schmetterlinge und Käfer darbieten, die schillernde Pracht der Pfauenscheder werden nicht durch materielle Farbstoffe hervorgebracht. Sie verdanken ihre Entstehung nur besonderen Strukturverhältnissen der farbig erscheinenden Theile. Diese „Strukturfarben“ werden durch besondere Schichtung, Streifung, Faserung der Oberfläche oder durch eingeschlossene Lufträume bewirkt. Entweder erfolgt dadurch eine totale Reflexion des Lichtes, wie bei weißen Federn und Haaren, oder es findet eine Brechung des Lichtes statt, wie durch ein Prisma, oder es treten Interferenzfarben auf, wie auf Seifenblasen, die durch eine feine Streifung oder Schichtung der verschiedenen dünnen Gewebsschichten erzeugt werden. Auf Interferenz (die Wirkung des Zusammentreffens zweier oder mehrerer Lichtwellen) beruhen besonders die Farben der Schmetterlingsflügel, der Schlangenschuppen und der Perlmutterglanz der Muschelschalen.

Diese Farben der Thiere entstanden anfänglich aus rein physikalischen und chemischen Ursachen ohne besondere Zweckdienlichkeit, wie die Farben der Edelsteine. Die dem Auge nicht bemerklichen inneren gefärbten Theile der Thiere sind meistens durch substantielle Farbstoffe gefärbt. Diese Färbung hat auch im Laufe der Zeit keine Veränderung erfahren. Aber die Färbungen der äußeren Bedeckungen paßten sich zunächst bei allen höheren Thieren durch unzählige Generationen und ungeheure Zeiträume bis in ihre feinsten Nuancen hin besonderen Zwecken an. So wird die äußere Färbung des Thieres aus einem physikalischen Merkmal ein biologisches, das heißt, ein den Lebensvorgang beeinflussendes, indem sich im Laufe der Geschlechter gewisse Farben als die für das Thier passendsten herausgezüchtet haben.

Das ist etwa in folgender Weise geschehen. Als mit zunehmender Bevölkerung der Erde die Nachstellungen und Verfolgungen unter den Thieren zunahmen, erlagen zuerst alle die, welche entweder vollkommen wehrlos waren und die durch ein auffallendes Farbenkleid von ihrer Umgebung lebhaft abstachen, oder die nicht ausgewandert waren. Dabei blieben in den einzelnen Verbreitungsgebieten nach und nach aus verschiedenen Gruppen nur jene in dem allgemeinen Konkurrenzkampfe ganz oder am besten geschont, die durch ein mit ihrer Umgebung mehr oder weniger übereinstimmendes Farbenkleid den Blicken ihrer Feinde verborgen blieben.

Solch Bergungsfärbung finden wir bei Heuschrecken, Käfern und Blattkäfern, grünen Eidechsen, Laubfroschen und grünen Raupen, die in ihrem Grün mit der Grasumgebung harmoniren; Feld- und Stiehmäuse und Feldhasen wiederholen in ihrer Haarfärbung die Farbe des Bodens, und Blindschleichen und Erdkröten passen sich der Farbe des fallenden Laubes oder der Baumrinde an. Kriechthiere und Lurche zeichnen sich überhaupt durch sehr deutliche Schutzfärbung aus, weshalb sie auch meist unseren Augen verborgen bleiben. Unter den Vögeln ahmen Rohrdommeln, Regenpfeifer, Schnepfen und Aibibetäuschend den Moorboden in ihrem Gefieder nach, das Nothkehlchen ist seiner Blattumgebung bestens angepaßt, die Fledermäuse und Eulen haben die Farbe alter Gemäuer, eine niederliegende Holztaube

muß man lange suchen, ehe man sie im Laube entdeckt, in das sie ihr Nest gebaut hat, und der farbenreiche Feder Schmuck der Papageien, Lori und Kolibri entspricht ebenso der Farbenpracht der Tropenwälder, wie die Prachtschmetterlinge, Käfer, Leguane und Baumschlangen, die dieselben noch bevölkern. In der Wüste nehmen alle Thiere die sandgelbe, fahle Farbe der Wüste an, vom Löwen und Kameel bis zur Antilope, dem Sturks, den Spring- und Wühlmäusen, während die braunen Streifen eines im Bambusdickicht hingeduckten Tigers als Nachahmungen der Bambusstengel erscheinen. Im hohen Norden nehmen Eisbär, Polarfuchs, Schneehase und Schneehuhn die Farbe ihrer Schneeumgebung an, welche manche von ihnen im Sommer nach dem Schmelzen des Schnees mit einem braunen Haarleide vertauschen. Und während die Wale und großen Fische der nördlichen Meere die bläulich graue Farbe des Wassers haben, zeigen sich Schollen und Rochen sandfarben wie der Meeresgrund, auf dem sie sich meist aufhalten; ferner entsprechen die die Korallenriffe der Tropen bewohnenden mannigfachen Meerbewohner, die zierlichen Fische, Quallen, Medusen, Mollusken und Krabben in ihrer durchscheinenden lebhaften Farbenpracht dem überaus bunten Gezweige der von ihnen bewohnten Korallenstöcke.

Auch bei den schmarogenden Thieren findet man Schutzfärbung. So schmarogert eine Schnecke (*Capulus crystallinus* Gould) auf dem Seestern, indem sie einen langen Saugrißel durch die kalkige Hülle in das Innere des Wirthes einsenkt und von dessen Säften lebt. Der Seestern ist intensiv blau und ebenso die auf ihm sitzende Schnecke, die daher schwer zu finden ist. Allerdings zeigen viele Mißbewohner von der Umgebung abstechende Farben. Diese sind aber dann stets durch ein anderes Mittel gegen ihre Feinde geschützt; die Seeigel durch ihre langen, bei manchen Arten giftigen Stachel, die Nesseltiere durch ihre brennenden Nesseltapseln, die häufig vorkommende kleine gebänderte Seeschlange durch ihre Giftzähne, und die Muränen durch ihr scharfes Gebiß. Auch die grell gefärbten Schmetterlinge bleiben in Folge ungenießbarer Säfte erhalten und bilden sich ihr farbenbuntes Kleid immer mehr zu einer warnenden Hülle aus.

Als Warnungsfarbe ist auch das lebhaft Gelb und Schwarz des Feueralamanders zu betrachten, dem von anderen Thieren nicht nachgestellt wird, obwohl er sich nur ganz langsam bewegt. Bei Raupen, Affen, Vögeln, Reptilien und zahlreichen Insekten finden wir Schreckfarben, z. B. bei den Wespen und den metallglänzenden, giftigen spanischen Fliegen. So liefen von Anfang an zwei Farbenbildungen nebeneinander her, von denen die eine immer besserer Anpassung an ihre Umgebung, die andere immer grellerem Abstechen von dieser zusteuert. Da nun der ewig währende Kampf um die Existenz mit den am wenigsten kampferüsteten Thieren austräumt, so haben sich nach und nach auf dem Wege der natürlichen Züchtung jene überraschenden Uebereinstimmungen zwischen Färbung und Zeichnung der Thiere einerseits und den Farbenföhen ihrer Umgebung andererseits herausgebildet, die uns heute als in's kleinste Detail getreue Nachahmungen einer Blüthe, eines Blattes, eines Astes, ja eines Thieres anderer Art vor Augen treten. Wenn man heute manche afrikanische Mantis (*Gottanbeterin*) von der Blüthe, auf der sie sitzt, kaum unterscheiden kann, und immer wieder von einer Spannerraupe getäuscht wird und sie für einen Ast hält, so wundern wir uns freilich über solche Naturwiderpiele; aber die Thatfache erscheint nicht so wunderbar, wenn wir in eine längst vergangene Zeit zurückgreifen, in der wir uns auf rothen Blüthen nicht nur rothe, sondern auch ganz anders gefärbte Mantisarten sitzend vorstellen müssen, die aber alle, den Blicken ihrer Verfolger preisgegeben, bald ausgerottet waren, während ihre sich der Schutzfärbung erfreuenden rothen Verwandten sich durch ihr Schutzkleid im Wege der Vererbung und fortgesetzten Anpassung so gut erhalten haben, daß wir heute Nachahmung nennen, was ehemals nichts Anderes war, als Bergungsfarbe. Das „wandelnde Blatt“, eine Heuschreckenart, die auf das Täuschendste einem Blatte gleicht, haben wohl manche Leser schon in Museen gesehen.



Seifiger Stein. Nach dem Gemälde von Arnolds Wöcklin (im Museum zu Basel).
(Photographie von der Photographischen Union in München.)

Ähnliche, aber lebhaft roth gefärbte Arten und daher täuschend rothe Blätter nachahmend, fand Professor Kükenthal auf den Sundainseln auf roth gefärbten Blättern, auf denen sie, sich sicher fühlend, langsam umher krochen. Später werden dieselben gelb und grün, entsprechend der verschiedenen Färbung tropischer Blätter. Auch Rinde, Flechten, dürres Laub, Stengel, durchbohrte Cocons und Vogeldünger täuschend nachahmende Insekten hat man eine ganze Reihe beobachtet.

Wie wir oben sahen, hat eine große Anzahl besonders auffälliger Farben den Zweck, dadurch andere Thiere zu warnen. Diese finden sich bei solchen Thieren, die im Kampf um's Dasein mit Verteidigungswaffen ausgerüstet sind, mit denen sie sich vollkommen vor ihren Feinden schützen können, wie Gifte, widerlicher Geruch und Geschmack. Um aber von vornherein auf diese Eigenschaften aufmerksam zu machen, haben solche Thiere eine auffallende Färbung als eine Art Warnungssignal angenommen; so die Danaiden und Akrantiden unter den Schmetterlingen, das auf seinen Flügeldecken auffallend roth und gelb punktirte Marienkäferchen, die für Insektenfresser ungenießbar sind, ebenso Wespen und verschiedene lebhaft gefärbte Raupen. Die Trugfarben sind also geeignet, anderen Thieren Respekt einzulößen, es sind Warnungszeichen, sich mit ihren Trägern nicht einzulassen. Diese für die Erhaltung der Art so nützliche Eigenschaft ist Gegenstand einer sehr wunderbaren Anpassung anderer Thiere geworden. Nicht allen Thieren stehen die Verteidigungswaffen zu Gebote, welche die mit Trugfarben versehenen besitzen; sie haben weder Stachel, noch widerliche oder giftige Säfte, welche sie vor dem Gefressenwerden schützen; aber sie haben ein sehr wirksames Mittel, gefährlichen Angriffen zu entgehen, darin gefunden, daß sie möglichst genau Farbe und Gestalt solcher ihre Trugfarbe mit Berechtigung tragenden Thiere angenommen haben. Sie nehmen also, um sich ein möglichst fürchtbares Ansehen zu geben, eine Art Verkleidung an, etwa wie das „wandelnde Blatt“, oder wie der Esel in der Fabel das Löwenfell, und sie wissen ihre Maske sorgfältiger als dieser zu tragen, deshalb erreichen sie ihren Zweck besser. Die Engländer nennen diese Maskirung Mimicry; in ihr hat sich die natürliche Zuchtwahl am weitesten entwickelt. Es giebt Schmetterlinge, wie den Bienenfalter, mit durchsichtigen Flügeln, ganz von der Form und Fliegebewegung der Bienen. Andere harmlose Insekten ahmen Farbe und Gestalt der Wespen und des Marienkäfers nach, die wehrlose Schlingnatter Farbe und Zeichnung der Kreuzotter und harmlose Stukule den Habicht. Dadurch können Glieder weit entfernter Familien sich so

ähnlich werden, daß Männchen der einen Art Weibchen der nachahmenden nachliegen und erst in der Nähe ihren Irrthum einsehen. Es ist aber bei diesen Maskirungen auch nicht ausgeschlossen, daß die mit Waffen versehene Art sich in das Gewand der wehrlosen maskirt hat, um so sicherer ihre Opfer überfallen zu können. Denn wenn beabsichtigte Täuschung auf der einen Seite angenommen werden kann, kann es auch auf der anderen der Fall sein.

Einige Thiere halten sich durch einen plötzlichen Farbenwechsel Verfolger vom Leibe. Dieser Farbenwechsel hat sie vielleicht ursprünglich in einem krankhaften Zustande ergriffen und ist ihnen dabei während einer Verfolgung zu Statten gekommen. Dann hat sich nach und nach eine ganz erstaunliche Fähigkeit des Farbenwechsels herausgebildet, was äußere Anpassung an verschiedene Verhältnisse ermöglicht. Das bekannteste Beispiel hierfür ist das Chamäleon. Auch unsere Frösche und Lurche besitzen diese Eigenschaft in ziemlich hohem Grade. Eben sitzen sie noch grau oder braun an der Erde; springen sie an die hellgelbe Mauerwand, so wird ihre Farbe wesentlich heller und gelber, fast weiß, springen sie dann wieder in's Dunkle, so werden sie wieder dunkel. Auch bei einigen Fischen, den Schollen, den Forellen und der Garnele findet sich die Fähigkeit, die jedesmalige Zusammensetzung des Meer- oder Flußsandes aus verschieden gefärbten Steinchen täuschend nachzuahmen. Bekannt ist ferner der Farbenwechsel des Tintenfisches, der eintritt, wenn die Thiere gereizt werden. Berührt man die kleinen Exemplare der Aquarien nur mit einem Instrument, so verwandelt sich ihre violettblaue bis braune Farbe sofort in schmutziges Grau. Es ist auch bekannt, daß größere Tintenfische sich dadurch verbergen, daß sie die Farbe ihrer Umgebung annehmen.

Eine andere Bedeutung hat die Art der Färbung, die als Geschlechtsfarbe bezeichnet wird und die auf dem Unterschiede in der Färbung beider Geschlechter einer Art beruht. Gewöhnlich trägt das Männchen ein prächtigeres Farbenkleid als das Weibchen. Die Ursache dieser verschiedenen Färbung suchte Darwin in der von ihm besonders stark betonten geschlechtlichen Zuchtwahl; denn er glaubte, daß die mit einem gewissen ästhetischen Sinne begabten Weibchen nur diejenigen Männchen zur Begattung zuließen, die ihnen durch ihr Äußeres am besten gefallen. Wenn auch viele Färbungen, welche Darwin aus der geschlechtlichen Zuchtwahl erklären wollte, der natürlichen Zuchtwahl ihr Dasein verdanken, so reden doch auch viele Fälle einem Einflusse der geschlechtlichen Zuchtwahl auf die Färbung das Wort. Man denke nur an unsere Pfauen, Fasanen und Hofhähne; auf's Höchste aber ist man

erstaunt, wenn man zu der großen Anzahl männlicher Paradiesvögel, von denen einer immer schöner ist, als der andere, die sämmtlich höchst unansehnlichen, gewöhnlich schlicht grau oder bräunlich gefärbten weiblichen sieht. Erst die Weibchen offenbaren dem Laienauge die Zugehörigkeit der Paradiesvögel zum Nabengeschlecht. Auch die Ornithopteren der Molukken, deren Männchen die schönsten Schmetterlinge der Welt sind, und deren Flügel die denkbaren prächtigsten Farben und Zeichnungen zeigen, haben bei den Weibchen nur einfache, schlichte Farben. Andererseits ist dieser ausgeprägte Farbensinn der Vögel und Insekten auch als die Ursache der immer höheren Entwicklung der gefärbten Blumentheile zu betrachten, welche gleichsam als Wirthshauschilder dienen, die die Vögel und Insekten zum Besuch einladen, ihren Honig zu saugen und gleichzeitig ihre Befruchtung zu vermitteln, und welche wiederum den Farbensinn bei den Thieren fördern. Mit der Uebung der Farbenuntercheidung steigert sich aber auch das Vergnügen an der Farbe. Jedes Organ, das überhaupt empfinden kann, ist irgend welcher Lustempfindung fähig, mag dieselbe auch noch in den ersten Anfängen stehen. Man darf also annehmen, daß der Farbensinn der Thiere sich zuerst durch Suchen nach gefärbter Nahrung entwickelt hat, und daß die dadurch erlangte Eigenschaft auch auf das Farbenkleid der Thiere selbst durch geschlechtliche Auslese zurückgewirkt hat.

So haben wir gesehen, wie die Farben der Thiere, weit davon entfernt, rein willkürliche Erscheinungen zu sein, streng gefesknäßigen Bedingungen ihr Dasein verdanken. Wir fanden, daß zuerst die Farben entstehen ohne weitere Zweckmäßigkeit als Produkte der physiologischen Thätigkeit des Thierkörpers, und daß sie vielfach noch jetzt direkten Einflüssen, wie Nahrung, Licht und Wärme, unterworfen sind, daß aber die Farben, als sie als physikalische Eigenschaften des Thierkörpers einmal vorhanden waren, unter die Herrschaft der natürlichen Zuchtwahl geriethen und hier in einer für ihren Träger sehr zweckmäßigen Weise verwandelt wurden. So wurden die Farben der Thiere eines der mächtigsten Mittel, die im Kampfe um's Dasein zur Verwendung kommen.

Am Besten zeigt sich dies an den Gestirnen tropischer Inseln, wo die Farbenpracht der Thierwelt auf dem Lande, wie im Wasser, sich alternirend mit der Farbenpracht der Pflanzenwelt steigert, während dieselbe, je weiter sie nach dem Norden kommt, zwar ihren Einfluß behält, aber in beiden Reichen einer mehr eintönigen, schlichten Färbung weicht, bis sich, nahe den Polen, die ganze Thierwelt in die weiße Farbe des Schnees kleidet. —

Erlebniß.*

Von Hugo von Hofmannsthal.

Mit silbergrauem Dufte war das Thal
Der Dämmerung erfüllt, wie wenn der Mond
Durch Wolken sickert. Doch es war nicht Nacht.
Mit silbergrauem Dufte des dunklen Thales
Verschwammen meine dämmernden Gedanken,
Und still versank ich in dem webenden
Durchsicht'gen Meere und verließ das Leben.
Wie wunderbare Blumen waren da,
Mit Kelchen dunkelglühend! Pflanzendickicht,
Durch das ein gelbroth Licht wie von Topasen
In warmen Strömen drang und glomm. Das Ganze
War angefüllt mit einem tiefen Schwellen
Schwermüthiger Musik. Und dieses wußt ich,
Obgleich ich's nicht begreife, doch ich wußt es:
Das ist der Tod. Der ist Musik geworden,
Gewaltig sehnend süß und dunkelglühend,
Verwandt der tiefsten Sehnsucht.

Aber seltsam!

Ein namenloses Heimweh weinte lautlos
In meiner Seele nach dem Leben, weinte,
Wie Einer weint, wenn er auf großem Seeschiff
Mit gelben Riesensegeln gegen Abend
Auf dunkelblauem Wasser an der Stadt,
Der Vaterstadt, vorüberfährt. Da sieht er
Die Gassen, hört die Brunnen rauschen, riecht
Den Dufte der Gliederbüsche, sieht sich selber,
Ein Kind, am Ufer steh'n, mit Kindesaugen,
Die ängstlich sind und weinen wollen, sieht
Durch's off'ne Fenster Licht in seinem Zimmer —
Das große Seeschiff aber trägt ihn weiter,
Auf dunkelblauem Wasser lautlos gleitend,
Mit gelben, fremdgeformten Riesensegeln.

* Aus „Blätter für die Kunst“. II. Band.

Schuldige.

Novelle von Dorothee Goebeler.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Mittwoch ging er nach dem Klubhause. Der kleine Saal war noch ziemlich leer; er setzte sich an einen der hintersten Tische und wartete. Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt; erst als schon ziemlich alle Plätze besetzt waren, erschien Frau Grabow. Sie blieb in der Thür stehen und überflog mit einem ihrer raschen Blicke den Saal; als sie ihn erblickt hatte, kam sie direkt auf ihn zu: „Wie reizend, daß Sie gekommen sind! Sie haben es jedoch wieder schlecht getroffen, wie ich eben höre, spricht Egidy auch heute noch nicht. Hier hab' ich Ihnen übrigens einige seiner neuesten Sachen mitgebracht.“

„Wie liebenswürdig von Ihnen!“

„Ach, es hat nichts zu sagen. Haben Sie schon wieder neue Exkursionen durch Berlin gemacht?“

„Wo denken Sie hin! Ich habe gearbeitet.“

„O, so fleißig? Was haben Sie denn viel zu thun?“

„Eine ganze Menge, ich habe augenblicklich eine Reihe literarhistorischer Aufsätze vor.“

„Ach, Sie sind Schriftsteller?“

„Eigentlich wohl nicht, gnädige Frau, oder noch nicht.“ Das Schicksal hat mich erst seit ganz kurzer Zeit so gestellt, daß ich meinen literarischen Neigungen folgen darf. Von Beruf war ich Lehrer.“

„Das ist ja riesig interessant! Und darf ich Ihre Arbeiten auch einmal kennen lernen?“

„Es ist ja noch Alles Anfang, gnädige Frau, nur die Vorbereitung.“

„Aber um so interessanter! Bitte, bitte, lassen Sie mich doch daran Theil nehmen. Ich hab' es mir schon so lange mal gewünscht, einen Schriftsteller in seiner Werkstatt zu belauschen.“

„Aber herzlich gern, wenn es Sie nicht langweilt, ich weiß nur nicht recht wie . . .“

„Ganz einfach — Sie lesen mir vor. Wollen Sie? Vielleicht am Sonntag Abend? Hier haben Sie meine Adresse.“

Er sah einen Augenblick gedankenvoll vor sich hin, dann streckte er ihr die Hand entgegen: „Ich werde kommen. Wollen Sie mich schon verlassen?“

„Ja, ich sehe Bekannte, also leben Sie wohl.“

Er sah ihr nach. Wer war sie? Die Umgebung, in der er sie getroffen, die Achtung, mit der ihr die Anwesenden begegneten, verrieth die Dame; und doch lag in ihrem Wesen etwas Freies, Ungezwungenes. Die ungenirte Art, in der sie ihn zu sich einlud, entsprach den gesellschaftlichen Formen sehr wenig. Ah bah! Wozu grübeln? Jedenfalls bot sie ihm, was sein Herz so sehnlichst verlangte: Aussprache, Theilnahme, Interesse für ihn und seine Bestrebungen. Er fühlte bei der Aussicht, den Sonntag Abend mit ihr zu verplaudern, eine stille Fröhlichkeit.

Ueber all seinen Grübeleien hörte er auf die Vorträge fast garnicht und wurde erst aufmerksam, als sie sich plötzlich erhob und nach allen Seiten stumme Grüße sendend dem Ausgange zuschritt. Ehe sie die Thür öffnete, drehte sie sich noch einmal zu ihm hinüber, ihre Augen begegneten sich. Sie machte eine Bewegung mit der Hand, die unwillkürlich sein konnte, aber auch ebenso deutlich nach einem Wink aussah. Er stutzte, wenn das ihm galt, war es nicht weniger als damenhaft. Wieder kam ihm der Gedanke: wer ist sie? Zugleich aber sagte ihm das Verlangen, zu wissen, ob sie wirklich ihn gemeint. Er erhob sich vorsichtig und folgte ihr.

Sie stand noch im Hausflur, emsig bemüht, die Knöpfe ihrer langen Glacés zu schließen. Als er kam, sah sie auf: „Sie? Wollen Sie denn auch schon gehen?“

Das klang so ehrlich erstaunt, daß er ihr im Stillen seinen Verdacht abbat und beinahe verlegen wurde: „Ja, ich — ich — meine Frau erwartet mich.“

„Sie sind verheirathet?“

Er meinte etwas wie Enttäuschung in ihrer Stimme zu hören, aber wenn dem wirklich so war,

hatte sie sich schnell gefaßt; scherzhaft drohend hob sie den Finger: „Und dann klagen Sie über Einsamkeit?“

Auf seiner Stirne zog sich eine Falte, mit einem unterdrückten Seufzer sagte er: „Es giebt auch eine Einsamkeit zu Zweien.“

„Die giebt es, und — die ist die schwerste.“ „Das klingt, als hätten Sie es auch schon erfahren?“

Sie antwortete nicht; schweigend schritt sie an seiner Seite hin. Erst nach einer ganzen Weile sah sie wieder auf: „Ja, die ist die schwerste. Das ist gerade, als wenn zwei Saiten auf ein Instrument gespannt sind, die nicht zusammen passen.“

„Blos mit dem Unterschied, daß man die Saiten wieder trennen kann, die Seelen, deren Beieinandersein in keine Harmonie ausklingt, jedoch auf Harmonie — verzichten müssen.“

„Müssen Sie das?“

„Ich wüßte keinen Ausweg.“

„Doch. Harmoniren blos die Saiten einer Geige? Klingt nicht auch die verschiedener zusammen?“

„Sie meinen, daß die Seele, die daheim nicht Wohlklang findet, nach einer anderen gleichgestimmten suchen darf?“

„Ja, das meine ich!“

„Das wäre allerdings ein Ausweg.“ Er sah vor sich hin, dann blieb er plötzlich stehen, und einem jähen Impuls folgend, streckte er ihr seine Hand entgegen: „Wollen wir es nicht einmal versuchen?“

„Was?“

„Solch ein — solch ein — Seelenkonzert!“

Sie lachte etwas; dann legte sie die feine, schmale Hand in die seine: „Glauben Sie denn, daß es einen Wohlklang giebt?“

„Ich bin dessen sicher, Sie verstehen mich so gut.“

„Also probiren wir's!“ Sie stieß ein helles, fröhliches Lachen aus. „Jetzt hab' ich aber noch eine Bitte: stellen Sie mir Ihre Frau Gemahlin vor.“

Sein Gesicht verfinsterte sich wieder. „Sie sind sehr liebenswürdig, aber — meine Frau geht niemals aus.“

„Wieso? Ist sie krank?“

„Sie nicht, aber unser Kind — es ist — blödsinnig.“

„Armer Freund!“ Sie drückte leise seine Hand. „Und Sie haben das arme Ding daheim?“

„Meine Frau kann sich leider nicht von ihm trennen.“

„Aber solch ein Kranker ist für das ganze Haus eine Qual.“

„Ja — eine Qual!“

Sie sah ihn prüfend an: „Und jetzt müssen Sie mir erst recht Ihre Gattin vorstellen — wenn ich recht schön bitte?“

„Kann ich es Ihnen natürlich nicht abschlagen! Also — wir werden Ihnen Visite machen.“ —

„Wie?“

Sie sah am Fenster und häfelte, langsam wandte sie den Kopf: „Was ist denn, Paul.“

„Ich wollte Dir nur sagen, daß wir morgen bei Frau Baumeister Grabow Besuch machen werden; es ist die Dame, die ich neulich bei Egidy kennen lernte, ich sprach Dir doch schon von ihr?“

„Sehr viel sogar, aber . . .“

Er ließ sie nicht ausreden. „Ich traf sie gestern wieder; sie möchte Dich kennen lernen. Ich wollte, Du schlößest Dich an sie an, sie ist reizend, Du könntest viel von ihr lernen.“

Sie maß ihn mit einem erstaunt forschenden Blick: „Wer . . . wer ist diese Frau?“

„Ich sage Dir ja, Frau Baumeister Grabow.“

„Aber sonst? . . . Ich weiß nicht . . . ehe man Visite macht . . . Du kennst sie ja garnicht.“

„Wie? Du bringst Einen um mit Deiner Schwerefälligkeit! Wir sind doch hier nicht mehr in Posenmüdel, wo Jeder erst Tauf- und Trauschein vorlegen muß. Jedenfalls ist sie eine entzückende Frau.“

„Du bist ja ganz begeistert.“

„Du meinst?“ . . . Seine Stimme hatte einen drohenden Klang.

„Garnichts . . . Also morgen Vormittag?“

„Ja, wir wollen um elf Uhr aufbrechen; sie wohnt in der Fasanenstraße.“

Sie bückte sich tiefer über ihre Häfelte und sagte zu seinem größten Erstaunen: „Ich werde bereit sein!“

Als sie am anderen Tage zum Ausgehen gerüstet vor ihm stand, zog er ein finsternes Gesicht. „Ist das wirklich Dein Bestes? Das hast Du ja schon voriges Jahr getragen!“

„Es ist ja noch ganz gut, Paul! Ich habe es kaum dreimal angehabt.“

„Du siehst aus, als kämst Du direkt aus Krähwinkel. Ich verstehe nicht, wie eine Frau so wenig Chic haben kann.“

In ihre Augen traten bei seinen harten Worten Thränen, sie wäre am liebsten daheim geblieben, aber sie bezwang sich und ging mit.

Frau Hella Grabow empfing sie mit einem Freudenruf. „O, lieber Besuch! Wie nett, daß Sie wirklich kamen, Frau Seefeld! Wie ich mich freue, Sie kennen zu lernen! Es ist liebenswürdig, daß Sie meinethwegen Ihren kleinen Patienten einmal im Stiche liehen.“

Marie sah mit einem hilflosen Lächeln zu Paul hinüber, sie wußte nicht recht, was sie anfangen sollte gegenüber dieser, ihr so plötzlich entgegen gebrachten Freundlichkeit; erst als sie in dem kleinen, gemüthlichen Salon saßen, sagte sie schüchtern: „Ja, ich gehe auch wirklich sonst nicht fort.“ Zugleich fühlte sie, daß sie eine Dummheit gesagt, und ihre Verlegenheit wuchs noch mehr.

Frau Hella half ihr darüber fort. „Ja, Ihr Gatte erzählte mir schon, daß Sie für nichts Anderes Sinn haben als für den Kleinen, ich verstehe das nicht.“

„O, ich bitte, es ist doch mein Kind!“

„Aber Sie müssen doch auch etwas vom Leben haben! Ich hatte sogar die Absicht, Sie einmal, nein, recht oft zu entführen.“

„O, ich verlange nichts.“

„Das ist sehr bescheiden!“ Frau Hella lachte, etwas molant sogar. „Da hören Sie es, Herr Seefeld, Ihre Gattin verzichtet auf unsere Gesellschaft. Nun, lassen wir ihr die Befriedigung, eine tüchtige Krankenpflegerin zu sein. Haben Sie übrigens gehört, daß übermorgen Sudermann in der Freien Literarischen Gesellschaft sein neuestes Werk vortragen wird? Das wäre etwas für Sie. Gehen Sie hin?“

„Recht gern . . . aber . . . wie hineingelangen? Ich bin nicht bekannt dort.“

„O, nichts leichter. Ich führe Sie ein. Wir treffen uns vorher bei Buchholz, oder noch besser bei Bauer. Der Vortrag ist in der Sing-Akademie. Angenommen?“

„Angenommen, und mit Dank sogar.“ Er schlug in ihre Rechte ein.

„Wegen Sonntag bleibt es bei unserer Vereinbarung, Herr Seefeld. Um sechs Uhr finden Sie sich bei mir ein mit all ihren Geisteskindern, mögen sie noch so sehr in den Bindeln liegen. Werden Sie mir auch das Vergnügen machen, Frau Seefeld?“

Marie starrte sie verständnißlos an, Paul kam ihr zu Hilfe. „Ich habe meiner Frau noch garnichts von Ihrer Einladung gesagt, Frau Baumeister, ich glaube aber, wir werden auf ihre Gesellschaft verzichten müssen; einen ganzen Abend läßt sie das Kind nicht mit dem Mädchen allein.“

„Das ist schade! Ich glaube indessen auch, Sie würden keine Ruhe haben, Frau Seefeld. Ihr Herr Gemahl will so freundlich sein, mir etwas aus seinen Arbeiten vorzulesen. Verrathen Sie mal ein Bißchen. . . Nicht wahr, sie sind sehr interessant?“

„Ich . . . ich . . .“ Sie konnte nicht weiter sprechen. Ihre Kehle war plötzlich wie zugeschnürt, aber ehe noch die beiden Anderen ihre Verlegenheit

bemerkten, ging draußen eine Thür auf, und über Frau Grabow's Antlitz flog eine Wolke. „Ah, es ist Liddy, meine Tochter Liddy. Sie kommt vom Tennisplatz, lassen wir uns nicht stören. Also Herr Seefeld . . .“

Allein ehe sie aussprechen konnte, erschien auf der Schwelle ein junges Mädchen; sehr groß, sehr entwickelt und in sehr elegant kokettem Sportkostüm. Frau Grabow machte eine vorstellende Handbewegung:

„Nun, da ist sie ja doch, meine Tochter Liddy, Komm' nur und begrüße Herrn und Frau Seefeld.“

Die junge Dame trat näher und machte eine Verbeugung, empfahl sich aber sehr bald, da sie noch einen Brief zu schreiben habe. Paul sah ihr erstaunt nach. „Ich dachte garnicht, daß Sie schon eine erwachsene Tochter haben, Frau Baumeister?“

„Erwachsen? Ich bitte Sie!“ Sie lachte etwas gezwungen. „Liddy ist ja noch ein Kind, kaum

fünfzehn gewesen . . . Nun, kleine Frau, und Sie so schweigsam?“ Sie klopfte Marie in herablassend gönnerhafter Weise auf die Schulter. Marie stand auf: „Ja, ich glaube . . . wir müssen gehen.“

„Haben Sie wieder keine Ruhe? Nun, ich will nicht zureden.“ Frau Hella erhob sich gleichfalls. Marie hatte das Gefühl, als sei es ihr lieb, das Gespräch abzubreaken, und so verabschiedete man sich denn sehr rasch. (Fortsetzung folgt.)



Heiliger Hain. In Arnold Böcklin sehen wir einen der größten Landschaftsmaler unseres Jahrhunderts. Aber seine Art steht zu der Entwicklung, welche die moderne Malerei im Allgemeinen genommen, in einem gewissen Gegensatz. Diese ist behercht von einem Streben nach strenger Naturwahrheit. Mit stetig gesteigerter Auffassungs- und Gestaltungsraft fest sich das naturalistische Prinzip im Laufe des Jahrhunderts durch. Im Mittelpunkt steht dabei das Problem, die Wirklichkeit der Luft für den Eindruck, den die freie Natur auf uns macht, zu beobachten und darzustellen. Durch die Luft werden die schroffen Gegensätze in den Farben ausgeglichen, hin- und herüberfallende Reflexe rufen eine Reihe von Zwischen- tönen hervor, die für den Gesamteindruck wesentlich sind. Gerade dadurch, daß sie alle diese Brechungen der Farben getreu darstellen, erzielen die modernen Landschaftsmaler ihre überraschend lebenswahren Bilder.

Böcklin war ein Mann von fast fünfzig Jahren, als diese Malweise in Frankreich zu ihrem Ziel gelangte. Die Richtung seiner Kunst war festgelegt, wenngleich seine reifsten Werke erst in den Anfang der achtziger Jahre fallen. An anderer Stelle wurde kürzlich schon erwähnt, daß die alten Niederländer mit ihren vollen leuchtenden Farben auf die Entwicklung Böcklin's bestimmend gewirkt haben. Seiner kraftvoll-phantastischen Natur entsprachen diese glänzenden ungeborenen Farben. Früher wurde einmal erzählt, wie er das, was in seinen Träumen lebte, unter der Sonne Italiens fand, wie er schon als Jüngling den Süden aufsuchte und immer wieder dahin zurückkehrte. Sein Alterssitz liegt in der Nähe von Florenz.

Die Landschaften Böcklin's entstehen nicht wie die der modernen Naturalisten aus eindringenden Studien unmittelbar vor der Natur. „Tagelang streift er im Albaner- gebirge umher,“ wird von ihm erzählt, „blos beobachtend, im Kopfe das Gesehene verarbeitend; stundenlang kann er dabei den Organismus einer Pflanze und ihre Erscheinungs- form in allen Phasen der Beleuchtung studiren. Nun formt er aus dem unermesslichen Vorrath seines Gedächtnisses, setzt sich eines Tages hin, um ein Bild der Gegend auf die Leinwand zu werfen, das überall und nirgends zu finden ist.“ In seinen Landschaften, in den tiefen Farben, in den starken Kontrastwirkungen ist etwas, das sie über die Stimmung der einzelnen Stunde und Gegend hinaushebt. Ein Ausbruch von Größe liegt in ihnen, von Erhabenheit, von feierlichem Pathos, der den intimeren Wirkungen der modernen Landschaft abgeht. Ein Element fällt in den meisten dem Beobachter gemeinhin zunächst auf: die phantastischen Fabelwesen, welche die Natur bevölkern. Mit Vorliebe sind sie der griechischen Sagenwelt entnommen. Schon lange vor Böcklin hatten diese in der neuzeitlichen Kunst ihr Wesen getrieben, und gerade in den Tagen, da Böcklin Schüler war, ging wieder eine Richtung der Malerei zu Ende, die „heroische“ Landschaften kultivirte und diese nicht für vollwerthig hielt, wenn nicht anitke Gestalten in ihnen lebten. Aber es waren gelehrte Erinnerungen, welche die älteren Künstler zu solchen Darstellungen führten. Bei Böcklin vollzieht sich in der Gestaltung dieser Wesen ein tieferer Schaffensprozeß. In ihnen verkörpern sich gleichsam die Empfindungen, die ihn beim Anschauen der Landschaft bewegt haben. Sie sind die Träger der Stimmung; das Leben, das die Natur erfüllt, prägt sich in ihnen klarer, eindringlicher aus. Ein paar Beispiele mögen dies erhellen: Einst wurde der Künstler, als er in den Alpen wanderte, von einem dichten Nebel überfallen, alle Schrebnisse der Gebirgsnatur stürmten auf ihn ein; in seiner erregten Phantasie setzte sich das Grauen, das ihm diese Natur einflößte, in einen Drachen um, der im Engpaß aus seiner Höhle herausfährt und den Wanderern verderblich wird. Oder er sieht, wie die Wogen des Meeres unter dem wilden Winde in mächtigen Stürzen daherröllen, einander jagen, übereinander kollern, und in seiner Anschauung bevölkern sie sich mit plumpen Wassercentauren, die, sich überstürzend, hinter nechtischen Seejungfrauen her sind. Böcklin bleibt nicht streng bei der überkommenen Welt der Phantasiegestalten stehen, er modellt sie und bildet sie so, wie sie die beabsichtigte Stimmung am besten auszudrücken scheinen. Bisweilen erfindet er sich auch selbst mit freischaltender Phantasie seltsame Wesen. Der Leser kennt das „Schweigen im Walde“, in dem die leisen Schauer, die uns vor der tiefen Stille des Waldinneren überlaufen, in einem Einhorn symbolisirt werden, das eine Jungfrau auf dem Rücken tragend aus dem Dunkel hervortritt.

Nicht anders ist unser heutiges Bild, der „Heilige Hain“ entstanden. (Das Original, das unserem Holzschnitt als Vorlage gedient, befindet sich im Museum zu Basel; eine ganz ähnliche Wiederholung enthält die Hamburger Kunsthalle.) Auch hier hat der Natureindruck dem Meister eine Erinnerung wachgerufen, die sich der Stimmung einfügt.

Es ist Frühsummer in einer südlichen Landschaft. Noch sind die Blätter der silberstammigen Pappeln spärlich und klein, während die Kronen der dichter belaubten Oliven sich schon zusammenhängen. Glühend heiß war der Tag, jetzt geht es zum Abend. Ein starker Regen ist niedergegangen, vom Hange ist das Wasser herabgelaufen und hat sich in einer Mulde vorn gesammelt. Im Vordergrund eröffnet sich zwischen den Bäumen ein Durchblick auf die helle Ebene. Dort draußen wirt die Sonne mit ungehinderter Macht, unter ihren Strahlen zittert und flimmert die Luft.

Nach hinten aber verliert sich der Blick in dem undurchdringlichen Dunkel des Olivenhains. Die Stimmung, die von diesem Dunkel ausgeht, giebt dem Bilde seinen Charakter. Der Ernst, die tiefe Ruhe darin tritt durch die lebhaften Kontraste noch stärker hervor. Eine wohlthuende Kühle weht uns entgegen, aber auch ein leises Grauen wie vor Geheimnissen, die sich in dem Dunkel bergen, wandelt uns an.

Das ist die Stimmung, welche die Menschen der Frühzeit auf die Kniee zwang. Bilder aus der Geschichte tauchen vor Böcklin's innerem Auge auf. Und diese feierliche Natur belebt sich: Tempelsäulen erheben sich im Hintergrunde, vorn unter den Pappeln ist der Opferstein errichtet. Das Opferfeuer lodert darauf; kerzengerade steigt der Rauch empor, verbreitet sich zwischen den Ästen der Pappeln. Wunderbar, wie er, ein silbergrauer Schleier, in dem Gezeige hängt! Feierlich nähern die Priester. Drei von ihnen sind voran gegangen, sie knien vor dem Altar, andere kommen gemessenen Schrittes, aufrecht, die Hände über der Brust gefaltet. Seltsam feierlich wirken ihre weißen Gewänder in der dunklen Umgebung, aus der demüthigen Haltung der Knienenden, aus der strengen, aufrechten der Herannahenden spricht die tiefe Empfindung, die in dem heiligen Hain über sie gekommen. —

Formkunst. Ähnlich wie auf die Romantiker Platen und seine Racheiferer folgten, so sind jetzt nach den Realisten und Naturalisten die reinen Formkünstler gekommen. Hauptsache ihrer Kunst ist ihnen die äußere Form. Die Sorge um sie leitet ihre Stoffwahl. All' das Ringen und Streben der Gegenwart ist für sie nicht vorhanden; sie wollen es nicht sehen, es könnte den ruhigen, glatten Fluß ihrer Verse stören. Es ist bezeichnend, daß fast alle Vertreter dieser Richtung von reichen Eltern stammen. Für die Bestrebungen ihrer Klasse haben sie kein Verständniß mehr, „das Untere“ ist ihnen zu roh und gemein, sie haben keinen Wunsch weiter als „in Schönheit“ zu leben. Einer der meistgenannten dieser Formkünstler ist Hugo von Hofmannsthal, von dem wir weiter oben ein Gedicht bringen. Hofmannsthal hat vor einiger Zeit seine künstlerischen Anschauungen in einem Vortrage: „Poesie und Leben“ dargelegt, aus dem wir Folgendes hierhersetzen wollen: „Ich weiß nicht, ob Ihnen unter all' dem ermüdenden Geschwätz von Individualität, Stil, Gesinnung, Stimmung und so fort, nicht das Bewußtsein dafür abhanden gekommen ist, daß das Material der Poesie die Worte sind, daß ein Gedicht ein gewichtloses Gewebe aus Worten ist, die durch ihre Anordnung, ihren Klang und ihren Inhalt, indem sie die Erinnerung an Sichtbares, die Erinnerung an Hörbares mit dem Element der Bewegung verbinden, einen genau umschriebenen, traumhaft deutlichen, flüchtigen Seelenzustand hervorrufen, den wir Stimmung nennen. . . Die Worte sind Alles, die Worte, mit denen man Gesehenes und Gehörtes zu einem neuen Dasein hervorruft und nach inspirirten Gesetzen als ein Bewegtes vorpiegeln kann. Es führt von der Poesie kein direkter Weg in's Leben, aus dem Leben keiner in die Poesie. Das Wort als Träger eines Lebensinhaltes und das traumhafte Bruderwort, welches in einem Gedichte stehen kann, streben auseinander und schweben fremd aneinander vorüber, wie die beiden Eimer eines Brunnens. . . Den Werth der Dichtung entscheidet nicht der Sinn (sonst wäre sie etwa Weisheit, Gelahrtheit), sondern die Form, d. h. durchaus nichts Außerliches, sondern jenes tief Erregende in Maß und Klang, wodurch zu allen Zeiten die Ur-

sprünglichen, die Meister, sich von den Nachfahren, den Künstlern zweiter Ordnung, unterschieden haben. . . Das Metrische, wobei das Leben als Materie auftritt, und jene Reflexionen in getragener Sprache haben auf den Namen Gedicht keinen Anspruch. Ueber das allein Ausschlaggebende, die Wahl der Worte und wie sie gesetzt werden müssen (Rhythmus), wird immer zuletzt beim Künstler der Takt, beim Hörer die Empfänglichkeit zu urtheilen haben. Dies, was allein das Wesen der Dichtung ausmacht, wird am meisten verkannt. Ich kenne in keinem Kunststil ein Element, das schmächtlicher verwahrlost wäre, als das Eigenschaftswort bei den neueren deutschen sogenannten Dichtern; es wird gedankenlos hingeworfen oder mit einer absichtlichen Grelmalerei, die Alles lähmt. Die Unzulänglichkeit des rhythmischen Gefühls aber ist ärger. Es scheint beinahe Niemand mehr zu wissen, daß das der Hebel aller Wirkung ist. . .“

Romantik und Realismus. Die Romantiker Achim von Arnim und Clemens Brentano haben gemeinschaftlich eine Sammlung volkstümlicher Dichtungen unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn“ herausgegeben. So dankenswerth diese literarische Gabe war, die ein Goethe mit größtem Beifall begrüßte, so vorsichtig sind die ausdrücklich als Volkslieder sich gebenden Stücke bezüglich ihrer Echtheit zu prüfen, denn die beiden Herausgeber haben einerseits nicht nur Volkslieder gesammelt in ihrem Buche, sondern Werke zeitgenössischer Dichter aufgenommen, auch eigene, ferner aber sich nicht scheut, echte Volkslieder zu „verbessern“ und geradezu umzudichten.

Ein interessantes Beispiel möge zeigen, wie sie dabei zu Werke gingen. In mannigfacher Fassung ist der einfache Stoff behandelt, daß ein schweizer Reisläufer oder ein anderer geworbener Soldat desertirt und dafür den Tod erleiden muß.

Das prächtige Lied im Wunderhorn: „Zu Strassburg auf der Schanz“, welches nicht selten so, wie es daheht, für ein echtes Volkslied genommen wird, ist bestrebt, die Deserition recht poetisch zu begründen, und bemüht dazu die bekannte Thatsache, daß oft Schweizer in der Fremde von unbezähmbarem Heimweh ergriffen wurden, wenn sie durch irgend einen Zufall die melancholisch-eigenartige Melodie ihres heimatlichen Kuhreigens zu Gehör bekamen.

In dem Tagebuch seiner musikalischen Reisen berichtet der englische Musikhistoriker Charles Burney von fünf schweizer Soldaten, die am Heimweh erkrankten, als sie zufällig in Valladolid, wo sie in spanischen Diensten standen, den Kuhreigen spielen hörten. Es ward so schlimm mit ihnen, daß man sie heim schicken mußte.

Die romantischen Liedersammler benutzten diese Notiz, und so beginnt das Lied:

Zu Strassburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an;
Das Alphorn hör' ich drüben wohl
ankommen,
In's Vaterland muß' ich hinüber schwimmen,
Das ging nicht an, usw.
Im vierten Vers heißt es dann:
Ihr Brüder allzumal,
Heut' seht Ihr mich zum letzten Mal:
Der Hirtenbus ist doch nur schuld daran,
Das Alphorn hat mir solches angethan,
Das klag' ich an.

Nun haben sich acht volkstümliche Fassungen der Klage todgeweihter Deserteure in Volksliedern gefunden. Deren eine bietet statt der Lesart des oben angeführten Verses im Wunderhorn die folgende:

Ihr Brüder allzumal,
Heut' seht Ihr mich zum letzten Mal.
Unser Korporal, der geitrenge Mann,
Ist meines Todes schuld daran,
Den klag' ich an!

Ohne Zweifel ist die Fassung des Liedes durch die beiden romantischen Herausgeber des Wunderhorns sehr anmuthig und zartfühliger als das echte Volkslied. Dieses stellt fest als Grund der Fahnenflucht eine ganz gewöhnliche Militärmißhandlung durch einen brutalen Korporal, allerdings ein weit weniger romantisches und poetisches Motiv als Heimweh und berückender Zauber des Kuhreigens! — w.

Nachdruck des Inhalts verboten!